Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 32 (1945)

Anhang: Heft 4 [Werk-Chronik]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tribüne

Die besten Plakate, die schönsten Bücher des Jahres 1945 . . .

Nun haben die Jury und der Geschmack wieder gesprochen. Sie sind wieder erkoren, die «Besten» und die «Schönsten». Das Papier, geduldig wie immer, hat uns den alten, neuen Streich zum x-ten Mal gespielt. Der Heimatstil hat sich drauf breitgemacht. Die schmiedeisernen Kinkerlitzchen, die keramischen Nippsächelchen, die Heimat-Stühle und der ganze sonstige Tand in und ums Häuschen herum, die Chesas, die Althäuser, kurz der ganze liebliche Heimatstil hat eine prächtige Ergänzung erfahren: Er hat sich auch auf dem Papier breit gemacht – in seinen geschmackvollsten und verborgensten Formen.

Man serviert uns papierne Gebrauchsgegenstände (Bücher, Plakate, Prospekte, Inserate, Glückwünsche, ja sogar amtliche «Verlautbarungen»), die von lieblicher, hausbackener Langeweile und «gutem Geschmack» nur so duften. Jubilate! Der Werkbund hat sein Ziel erreicht: Der Geschmack ist hochgezüchtet. Der Werkbund hat seine Pflicht getan, er kann einschlafen und darf vergessen werden! Lavendelgeruch der geschmäcklerischen Sauberkeit wie aus Großmamas Schatullen duftet uns aus der Gebrauchskunst von heute entgegen. Die Typographie hat sich in das 18. Jahrhundert zurückgezogen und macht Miene, dort wohnen zu bleiben. Die PTT-Verwaltung, eingedenk ihres Versuchs mit dem Telephonbuch (Hörer, am Kanzleiornament hängend, umgeben von den 20 Rändli der Unsicherheit), eingedenk der Renaissance-Ornamente des Postcheck-Verzeichnisses, hat einen weiteren Schritt rückwärts gewagt, indem sie gar auf dem Weihnachts-Zirkular zu einer Fahrt im *Eilwagen von Chur nach Mailand* reist. (Abfahrt: so etwa zwischen der Gründung der Eidgenossenschaft und der französischen Revolution.)

Papier ist nicht so vergänglich wie Ihr glaubt, liebe Zeitgenossen. Man sammelt unsere Zeit an vielen Stellen: Plakate, Bücher, Exlibris und aller andere Tagesdruck werden von vielen Liebhabern gerne, sorgfältig und in Massen gesammelt. Dort, in diesen Sammlungen, welche später den Museen oder Bibliotheken geschenkt werden, zeigt sich einer Generation staunender und achselzuckender Nachfahren, daß wir eine arme, stillose und unsichere Vorfahrenepoche geduldet, ja gezüchtet haben!

Man sehe sich einmal unvoreingenommen an, was sich der heutige Papierarbeiter, sei er Graphiker oder Typograph, Maler oder Reklame-Fachmann, so den lieben langen Tag alles zusammenstiehlt aus der Rumpelkammer früherer wirklicher und großer Meister. Man sehe sich nur an, was heute alles gedruckt wird: Selten einmal ein Inserat, das den Geist *unserer Zeit* atmet; kaum ein Plakat pro Jahr, das ohne seichtesten Naturalismus im Kantonsschulzeichenstil auskommen kann; Prospekte, Privatgraphik, Briefbogen, alle fast ausnahmslos mit Schnörkeln aus den Kanzleien von «Soll und Haben», mit Biedermeier-Rändli, mit Schriften, die den französischen und englischen Gießereien von ehedem entstammen.

Man könnte Angst kriegen, wenn man immer wieder das Lob über den hohen Stand unserer Reklame liest. Ja, glauben denn das die Zeitungsschreiber wirklich? Merken sie denn gar nichts? Sehen denn die Kritiker, Juroren und Besteller solcher Dinge nicht, daß hier verstaubte Zotteln an verstaubten Plüsch-Ideen geschüttelt werden, daß hier Museumsgeruch aufgescheucht und Krebsgang gesteuert wird?

Holbein, einer unserer größten Gebrauchsgraphiker, hat im Stil seiner Zeit gearbeitet. Wir jedoch, im Jahrhundert des Flugzeugs, des Radios, der Television, der Elektrifikation, der Relativitäts-Theorie und ähnlicher schon fast wieder historischer Dinge, wir arbeiten fleißig und ohne uns zu schämen mit den Stilelementen einiger längst verflossener, schon damals zopfiger Epochen. Mit den Augen hinten im Kopf, mit der sprichwörtlichen biedern Furcht des Schweizers vor allem Neuen, besonders vor uns selbst, arbeiten wir in Alpacca-Armstößchen und mit Nickelbrille geradeswegs für die Bedürfnisse des Jahres 1750.

Es ist ja gar so leicht! Eine reiche Handbibliothek hilft uns in unserer Armut; Schreibmeisterbücher und Kunstwälzer stehen uns täglich Pate.

So laßt Euch denn nicht von vergilbter Makulatur befehlen! Laßt uns nicht weiter in alten Scharteken nach Formen graben! Lassen wir auch das erfolglose Spiel mit einem alles zerstörenden flachen Naturalismus!

Ich möchte nicht mit dem erhobenen Zeigefinger des Kritikasters warnen und Trompete blasen. Meine Zeilen mögen lediglich als Aufruf gelten an alle, die genug von alldem haben, an alle, die den verwegenen Mut aufbringen, unsere Zeit als die ihre anzuerkennen, in ihr zu leben, in ihr und für sie zu schaffen. Ich möchte alle, die mit und auf Papier schaffen, zum Abschütteln des musealen Staubes und zum Bewußtwerden über unsere eigene Zeit rufen. Das Papier ist ein tückisch Ding. Besinnen wir uns! Dann werden die schönsten Bücher und die besten Plakate des Jahres 1945 wirklich und wahrhaftig zu ihrem Jahrgang passen.

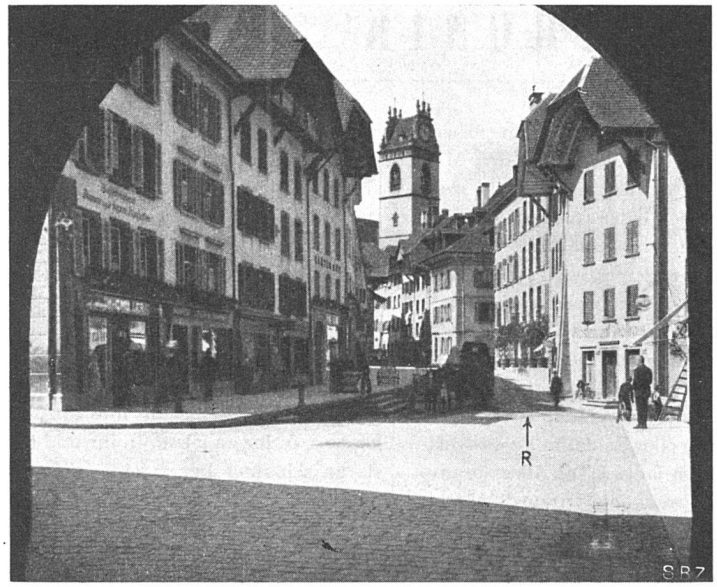
Rob. S. Geßner SWB

Die Rathauskonkurrenz von Aarau

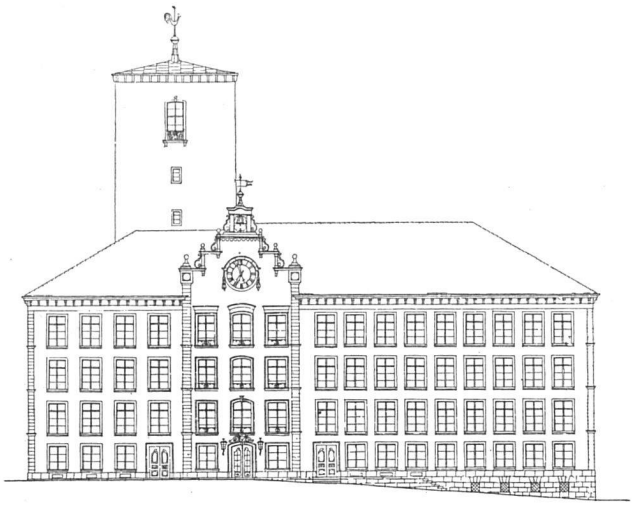
Nachdem schon gewichtige Voten über das Resultat dieser Konkurrenz gefallen sind (vergl. Dr. M. Stettler und C. J. in Schweiz. Bauzeitung vom 2. und 30. Dez. 44), und der Stadtrat von Aarau sich bereits für die einheitliche Fassadengestaltung der ganzen Front in gerader Flucht ausgesprochen hat, bleibt nur übrig, einige prinzipielle Punkte näher zu beleuchten. Es kann sich dabei nicht um eine Stellungnahme handeln für dieses oder jenes Projekt, noch weniger gegen das Juryurteil, da auf Innerbauliches nicht eingetreten wird. Folgende Bemerkungen mögen deshalb bloß als bescheidener Beitrag zur Diskussion über dieses Thema aufgefaßt werden.

1. Frage: Entweder einheitliche Zusammenfassung der Fassaden von Alt- und Neubau oder markante Gliederung in Altbau und deutlich charakterisierten neuen Anbau. Die Frage scheint vor allem von den architektonischen Bedingungen des Altbaus und erst in zweiter Linie von der Umgebung aus beantwortet werden zu müssen.

Hat der Altbau für sich genügend Gewicht, das heißt eine gewisse geschlossene Selbständigkeit, verbunden mit Qualität in Form und Ausführung, so ist eine mehr oder weniger lose Angliederung der Erweiterungsbauten,



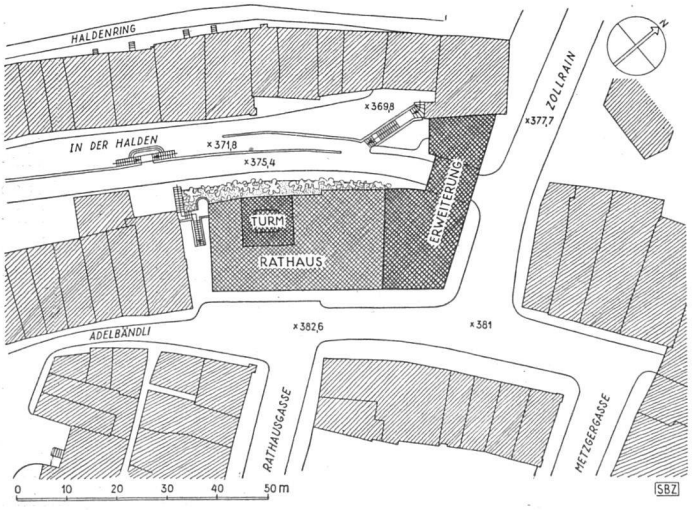
Aarau, Blick aus Nord-Osten gegen das Rathaus (R)



Rathauserweiterung Aarau. Hauptfassade des erstprämiierten Wettbewerbsprojektes (Richner und Anliker, Architekten, Aarau) Maßstab 1:600

Clichés: Schweizerische Bauzeitung

Lageplan 1:1500 des erstprämiierten Wettbewerbsprojektes



mit oder ohne Einbeziehung von schon vorhandenen Gebäuden, am Platze. Das scheint der Fall des Berner Rathauses gewesen zu sein. Ist aber der Altbau an sich ein Bau von weniger persönlichem Gepräge – wobei wir den Entscheid hierüber für Aarau offen lassen – so sollte man nicht ohne Not von einer Großgestaltung, einer einheitlichen Zusammenfassung des Ganzen (vielleicht mit einer kleinen Veränderung oder Vereinfachung des alten Fassadenteils) absehen. Das Größenverhältnis von Altbau zu Anbau spielt natürlich auch eine Rolle.

Dabei wäre die Frage, ob gleichmäßige Weiterführung der Fassadenfläche oder Abtreppung in Aufriß oder Grundriß oder in beiden zugleich – NB. innerhalb der einheitlichen Durchbildung –, noch gesondert zu ventilieren. Eine Furcht vor zu großen Massen oder zu langen Firsten scheint von vornherein künstlerisch nicht berechtigt. Die Größe eines Gebäudes darf unseres Erachtens ruhig eingestanden werden, sofern sie innerlich bedingt ist. Manchmal sind solche «Kolosse» gerade in kleinen Verhältnissen äußerst originell, wie alte Beispiele in kleinen italienischen Städten sehr häufig beweisen. Doch könnte vielleicht hier in Aarau eine Milderung dadurch angestrebt werden, daß das nicht besonders wertvolle Hauptgesims vereinfacht und um zirka einen halben Meter tiefer gesetzt, das Dach also bei Beibehaltung der jetzigen Firsthöhe etwas steiler gemacht würde, und zwar in Giebeln (nicht Walmen) endend, die sich bei einer eventuellen Abtreppung wiederholten. Die Herabsetzung des Gesimses würde außerdem den Fassadengiebel des Mittelrisalites aus dem 18. Jahrhundert, weitaus das Beste am Ganzen, freier und reiner hervortreten lassen. (Diesen Mittelrisalit von allen stillosen Zutaten zu säubern, wäre außerdem eine dankbare Aufgabe. Dadurch, nicht mit Blumenstöcken vor den Fenstern, kämen seine guten Verhältnisse wieder zur Geltung.) Auf alle Fälle scheint eine Trennung von alt und neu durch ganz verschieden behandelte Fassaden (Fenstergrößen und Rhythmus) in Aarau nicht richtig und selbst dann noch problematisch, wenn der Anbau eine wirkliche Verbesserung gegenüber der alten Fassade darstellte, weil der anstoßende Altbauteil rechts vom Risalit hier ungefähr dieselbe Breite hat wie der Anbau. Es käme eine neue neben eine gleich große alte Fassade zu stehen, beide dem gleichen Bau zugehörig, aber verschieden ausgebildet!

Ferner: Ein konkaves Raumbild von Platz oder Straße (vergl. C. J.) ist immer gut. Doch wäre hier vor allem zu prüfen, ob ohne verkehrs- oder sichthemmende Vorbauten an der Ecke von Zollrain- und Metzgergasse, selbst bei Geradeführung oder annähernder Geradeführung der ganzen Rathausfassade – die Flucht kann auch leicht gebrochen oder gekrümmt sein – nicht die Häuserreihe an der Metzgergasse jenseits der Zollrainmündung zu einer Platzkonkavität in größerem Maßstab beiträgt, wie es tatsächlich an Hand des Situationsplans möglich zu sein scheint. Das Malerische, allzu Ungeformte, absichtlich gewollt, hat leicht etwas Übertriebenes und Gekünsteltes. Wir sind mit dieser schon von Unwin betonten Einsicht zum Glück über jenen malerischen Städtebau hinausgekommen, den wir nicht zurückwünschen möchten. Es ist eine Wahrheit, die außerdem heute ihre Bestätigung in verkehrstechnischen Erwägungen findet, die jene Zeit noch nicht gekannt hat. Alle diese Punkte müßten jedoch unbedingt am Modell – wohlverstanden des ganzen Komplexes – studiert werden, bevor ein endgültiger Entscheid getroffen wird.

2. Frage: In der Turmfrage scheint erfreuliche Übereinstimmung der Meinungen zu herrschen. Da kann man dem Urteil von Dr. M. Stettler nur beipflichten, der eine Höherführung des alten Turms mit ebenso stichhaltigen wie drastischen Argumenten ablehnt. Auch der Stadtrat hat bereits in diesem Sinne dazu Stellung bezogen.
Gerade weil der Turm historisch etwas zu bedeuten hat, sollte er nicht geändert, sondern bloß von den entstellenden Giebelschrägen befreit werden. Es schadet durchaus nicht, daß der Rathausturm nur von Norden aus sichtbar ist. Dabei fällt auch eine überflüssige Konkurrenzierung der beiden, für die jetzige Stadtsilhouette charakteristischen Großtürme von Kirche und Tor dahin. *E. St.*

Kunstnotizen

Chronique Romande

Il semble bien qu'en ce printemps 1945, les peintres genevois qui ont dépassé la cinquantaine soient pris du désir de montrer au public un vaste ensemble de leurs œuvres. L'an dernier, Alexandre Blanchet le faisait à Bâle et à Berne; cette année-ci, c'est Eugène Martin qui garnit les salles de l'Athénée avec plus d'une centaine de toiles, s'échelonnant de 1912 à 1945; et le mois prochain, ce sera Maurice Barraud, dont les quarante ans de peinture rempliront le Musée Rath et l'Athénée.
Pour un peintre, exposer toute son œuvre ou à peu près, la production de plusieurs décennies de travail, c'est une rude épreuve, d'où peut résulter l'effondrement d'une réputation. Dans le cas d'Eugène Martin, on aurait pu craindre que tant de paysages, en général d'un format relativement petit, n'engendrassent une certaine monotonie. D'autant que les motifs que l'artiste a élus, il les a presque toujours trouvés aux environs de Genève et sur les bords du Léman. Mais, à la grande joie des admirateurs de Martin, cette exposition, loin de diminuer la réputation du peintre, l'a au contraire accrue.
Eugène Martin a commencé tard à peindre, sans avoir passé par une école d'art, et les circonstances ne lui ont permis de travailler qu'à ses moments perdus. Autodidacte, il courait le risque qui guette tous les autodidactes, surtout en un temps comme le nôtre où la gaucherie et l'ignorance du métier sont prônées, souhaitées, et même simulées. Mais Martin a prouvé que son ingénuité de vision était réelle, sincère; non seulement il ne s'est pas acharné à être maladroit, mais il s'est évertué à acquérir ce qui lui manquait. Aussi, en passant en revue ses toiles depuis les plus anciennes jusqu'aux plus récentes, on constate un enrichissement graduel, une vision plus sûre, plus juste, un métier qui, sans jamais aboutir à une formule, s'affermit et se fortifie.
Pendant ces trente dernières années, on a vu naître et disparaître de nombreuses modes picturales. Martin a traversé cette époque sans leur faire la moindre concession. Jamais il n'a cédé à la tentation d'accepter tel maniérisme, telle coquetterie de facture, pour être «à la page». Il a suivi sa voie sans s'inquiéter le moins du monde des vogues passagères. Aussi son art n'a-t-il rien de démodé, n'offre aucune ride. En une époque surabondante en théories esthétiques, il a peint comme l'oiseau chante; et sans vouloir l'écraser par une comparaison accablante, dans le même esprit que peignait Corot.
Sans doute, en une trentaine d'années, il a évolué, mais toujours en faisant des progrès. Lorsque l'on examine les toiles de ses débuts, on constate que les valeurs en sont quelque peu incertaines, que les rapports de tons sont assez approximatifs. Peu à peu, l'artiste a appris à voir, à observer; sa vision est devenue plus rigoureuse, son métier plus sûr. Aujourd'hui, Eugène Martin est en pleine possession de ses moyens. Mieux que personne, il est à même de nous rendre, avec fidélité et sensibilité, les aspects divers du Léman et des régions environnantes.

•

En attendant sa grande exposition, qui doit s'ouvrir bientôt, Maurice Barraud vient de publier, aux éditions Pierre Cailler, un petit recueil de remarques sur la peinture qui a pour titre Réflexions à perte de vue. *Ce n'est pas le premier ouvrage que publie Barraud. On n'a pas oublié ses* Notes et croquis de voyage *et* Barcelone et Ailleurs, *ni ses deux plaquettes de vers,* Obliques *et* Ailleurs. *Un livre de lui sur les peintres d'autrefois et d'aujourd'hui mérite l'attention.*
Maurice Barraud n'est pas le premier peintre qui ait été tenté par la littérature. Je me suis toujours demandé pourquoi l'on ne composerait pas une anthologie qui rassemblerait des écrits de peintres célèbres; et j'espère vivement qu'un jour quelque éditeur l'entreprendra. La matière ne manquerait pas, certes; mais il faudrait l'ordonner. Je vois l'ouvrage divisé en trois grandes parties. D'abord, les écrits intimes, lettres, journaux, notes; par exemple des lettres de Michel-Ange, de Poussin, de Van Gogh, des fragments du Journal *de Delacroix. Puis les écrits théoriques: des extraits des traités d'Albert Durer et de Vasari, des* Discours *de Reynolds. Enfin, les écrits proprement littéraires: des poèmes de Michel-Ange, de Dante-Gabriel Rossetti, de Degas, un chapitre de* Dominique, *le roman de Fromentin, et un autre du roman de Félix Vallotton,* La Vie meurtrière.
L'ouvrage de Maurice Barraud tient le milieu entre l'écrit intime et l'ouvrage théorique; ce sont des notes qui ont pour sujet les maîtres espagnols, la peinture pompéienne, les artistes italiens, Delacroix, Ingres, Cézanne, et enfin une suite de réflexions à bâtons rompus, mais qui ont toujours la peinture pour objet.
Il ne faut pas demander à un ouvrage de ce genre l'objectivité de l'historien d'art professionnel. L'artiste a le droit d'avoir des parti-pris et des injustices; injustices qui souvent sont une réaction de défense contre un maître dont il craint l'influence, ou qu'il repousse après l'avoir beaucoup aimé. Ainsi, dans l'ouvrage de Barraud, on trouvera

un jugement très dur sur Degas, dont l'œuvre n'a pourtant pas été sans profit pour le Barraud d'il y a vingt-cinq ans. Ce serait le cas de citer la phrase bien connue de La Bruyère sur les enfants qui battent leur nourrice.

Plutôt qu'un aperçu objectif, on demandera à ce livre de nous renseigner sur Barraud lui-même, sur ses antipathies et sur ses sympathies, sur ses réactions devant certains maîtres. On y trouvera aussi mainte remarque fine et pénétrante. En revanche, il faut regretter une grosse bévue; à la page 108, Barraud prête à Delacroix ce propos: «Vermeer pour moi est un Grec.» Or Delacroix a dit cela de Rubens, et non de Vermeer, qui à l'époque de Delacroix était à peu près ignoré.

On regrettera surtout que trop souvent, Barraud obscurcisse sa pensée en l'enveloppant dans des préciosités, dans des coquetteries de style. A force d'user d'un langage subtil, il est souvent incompréhensible; ou bien il arrive que le marivaudage ne fasse que masquer une pensée confuse.

En veut-on un exemple? Il s'agit de Rodin.

«Sa puissance créatrice fait jaillir de son front la lave aux formes convulsées et, comme elle, ses coulées entraînent certains débris des styles qu'elle a renversés en son cours. Alors de ces styles, les angles vont percer et soutenir encore le songe.»

Il est bien dommage que Barraud, qui en tant que peintre se montre si lucide, si clairvoyant sur le but qu'il vise et les moyens qu'il emploie, ait recours à un pareil galimatias.

Heureusement, tout l'ouvrage n'est pas écrit ainsi; et comme je l'ai dit, on y trouvera bien des pages dont le lecteur fera son profit. Mais il est fâcheux que Barraud n'ait pas eu le courage d'être plus sévère envers lui-même. Son livre y eût gagné. *François Fosca.*

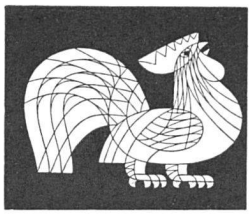
Ausstellungen

Bern

Die gute Werbedrucksache

Ausstellung des Verbandes schweizerischer Graphiker, Ortsgruppe Bern. Gewerbemuseum, 18. Februar bis 24. März 1945.

Anziehend an dieser Ausstellung war ihre Einfachheit, und gerade dies ist gar nicht so selbstverständlich.



WERBEN HEISST: DAS SCHÖNSTE UND BESTE AUFBIETEN DESSEN MAN FÄHIG IST

Doppelseite aus der Wegleitung der Ausstellung «Die gute Werbedrucksache». Maquette: R. Seßler, Bern. Zeichnung: Hans Hartmanu SWB, Bern

Werben, das heißt auffällig sein, ins Auge fallen, aus der Reihe hervortreten. Doch ausgerechnet diese Eigenschaften tragen ihre besonderen Gefahren in sich, nicht etwa nur in der Graphik, sondern in allen Werbegebieten.

Die Berner Graphiker bezweckten mit ihrer Ausstellung, Liebe und Verständnis für die unscheinbare Drucksache des Alltages zu erwecken. Daß gerade sie als Fachleute der Werbung nicht in aufdringlicher Aufmachung, sondern bescheiden, aber ernst und liebevoll ihre Aufgabe demonstrieren, das sei dankbar anerkannt. Und wir möchten hoffen, daß auch verwandte Gebiete mehr als bisher diesen Geist des guten Beispieles und sogar eines gelegentlichen Verzichtes auf einen Auftrag durchzuführen bereit sind.

In knappen, sachlichen Worten wurden die Hauptthemen der Werbegraphik aufgezeichnet. So lasen wir unter anderem: «Eine Auflage von 10 000 Exemplaren verursacht 10 000 Urteile über ihren Urheber; denn jeder Betrachter reagiert darauf entweder positiv (neu, interessant, zweckmäßig, harmonisch, gepflegt) oder negativ (alltäglich, langweilig, chaotisch, unschön, nachlässig)»

«Das Signet», so vernehmen wir aus der gefälligen und vorteilhaft aufgezogenen Ausstellungswerbeschrift, «ist der Ausgangspunkt jeder konsequenten Werbung auf lange Sicht. Es zeichnet aus, veredelt, schmückt und ist Urheber- und Qualitätsnachweis. Es eignet sich für jede Verwendungsart und findet sich hartnäckig auf allem, was von seinem Besitzer erzeugt wird oder zu seinem Eigentum gehört.» Mit solchen Worten wurde einerseits das Wesen des Graphikers, anderseits das der Ausstellung selbst umschrieben. So finden wir stichwortartig aufgezählt: das Signet, das Format, die Marke, das Inserat, die Drucksache, das Flugblatt, die Farbe, der Buchumschlag, usw., kurz, alles was eben zur Werbegraphik gehört. Wir hoffen, daß die Wirkung der Ausstellung weitgehend und in die Tiefe greifend sein möge; denn vieles ist in der Werbegraphik noch verbesserungsbedürftig, besonders auf dem Gebiete der Inserate und der Kinoreklame. In der 26 Mitglieder umfassenden Bernergruppe scheint ein guter Wind zu wehen, möge er weiterhin zu spüren sein. *ek.*

Chinesische Farbendrucke der Gegenwart

Kunstmuseum, 25. Februar bis 11. März 1945.

In der Zwischenzeit bis zum kommenden April, wo das bernische Kunstmuseum sämtliche Räume in den Dienst einer Kollektivausstellung der GSMBA stellt, werden kleinere und größere Ausstellungen verschiedener Art gezeigt: die an dieser Stelle bereits erwähnte Sammlung Nell Walden, eine kleinere Kollektion von Radierungen und Zeichnungen Fritz Paulis, eine Sonderschau «Die Lithographie der Schweiz» und, als zuletzt eröffnete Schau, eine Ausstellung chinesischer Farbendrucke der Gegenwart aus der Sammlung Jan Tschichold (Basel). Die Ausstellung macht mit einer Kunstgattung bekannt, die in China etwa seit einem Jahrtausend gepflegt wird, neben der berühmteren Farben- und Tuschmalerei aber oft übersehen wird. Die Technik kann eher mit dem Namen Holz*druck* als mit «Holzschnitt» (in dem uns geläufigen Sinne) bezeichnet werden, da die Farbe in Abstufungen wie bei einem Gemälde auf die Holzplatte aufgetragen wird. Das Ausstellungsgut ist modern, entspricht aber in seiner Haltung einem Stil, der die Tradition bewußt und pietätvoll weiterpflegt. Feinheit und Anmut pflanzlichen Lebens erblüht auf diesen Blättern, deren Reproduktionsverfahren außerordentlich zarter Übergänge und delikater Schwebungen fähig ist. Meist ist ein einzelner Blütenzweig oder eine Blume zu liebevoller Einzelbetrachtung behutsam herausgegriffen. Für Äderung und feinen Hauch dieser Naturgebilde steht

dem Holzdruck eine schier unglaubliche Skala zur Verfügung, basierend auf einer Geschmacksrichtung, die lyrische Empfindsamkeit subtilster Art züchtet. Neben Pflanzenteilen finden sich auch ganze Landschaften und Tiere, vorab der charakteristische, das Fell sträubende Tiger. – Der Besitzer der Sammlung, Jan Tschichold, ist zugleich als Herausgeber einiger hervorragender Bildbände über das gleiche Thema bekannt, von denen der zuletzt erschienene (im Holbein Verlag Basel) einen Teil der hier ausgestellten Blätter reproduziert. *W. A.*

Winterthur

Frédéric Dufaux
Kunstmuseum, 11. März bis 15. April 1945.

Frédéric Dufaux (1852–1943) gehört zu den Malern, deren Schaffen sich zunächst kaum merklich von dem ihrer Zeitgenossen unterscheidet, da es nicht willentlich neue Wege sucht und die allgemeinen Tendenzen der Zeit höchstens um einige Grade frischer und differenzierter ausspricht. Aber gerade diese wenigen Grade heben im Rückblick ihr Werk aus der Masse heraus und verleihen ihm jenen reineren Klang, der dauernd anspricht. Wie mancher andere Maler des neunzehnten Jahrhunderts gab überdies Dufaux sein Bestes in den unmittelbar vor der Natur entstandenen kleinformatigen Bildern und Studien, die sein Atelier kaum verließen, und nicht in den für Ausstellungen und Museen bestimmten Atelierwerken. So kam die Aufmerksamkeit, die an der Genfer Ausstellung «Menn et ses élèves» von 1943 seine kleine Werkgruppe auf sich zog, einer Neuentdeckung nahe. Bald nach der Eröffnung jener Schau starb der 91jährige Künstler, und die Nachrufe brachten seinen Namen noch nachdrücklicher in Erinnerung. Nun zeigt das Winterthurer Kunstmuseum eine sorgfältige Auswahl aus seinem Nachlasse und erlaubt damit, Entwicklungsgang und Wesen seiner Malerei endgültig abzumessen. Die ausgestellten Werke umfassen eine Schaffenszeit von sechzig Jahren. Dufaux wuchs aus der malerischen Kultur Genfs nach der Jahrhundertmitte heraus. Auf die Schülerschaft bei Menn folgten ein Aufenthalt in Florenz und eine längere Niederlassung in Paris. Die durchaus persönliche, feingliedrige und tonempfindliche Malerei wurde durch das Beispiel der Impressionisten einzig heller und flüssiger, aber nicht mehr wesenhaft verändert. Höhepunkte farbiger Subtilität brachten die beiden längeren Aufenthalte in Algier und Ägypten von 1883–84 und 1888–89; aber auch die zahlreichen späteren Impressionen von den Ufern des Genfersees zeichnen sich durch Valeurempfindlichkeit und sichere Behendigkeit der Niederschrift aus, und reizvolle Dokumente einer kultivierten Geselligkeit sind die selteneren figürlichen Studien der früheren Achtzigerjahre. Die Bekanntschaft mit Frédéric Dufaux bereichert das Bild des schweizerischen neunzehnten Jahrhunderts um eine sympathische, echte Malerpersönlichkeit. *k.*

Zürich

Sieben Malerinnen und Bildhauerinnen
Kunsthaus, 3. Februar bis 4. März 1945

Wo die Frau künstlerisch gestaltet, besteht die Gefahr, daß sie sich wohl intensiv und liebevoll mit den verschiedenen Gegenständen auseinandersetzt, nicht aber die Kraft zur Synthese besitzt, durch die das Einzelne dem Ganzen organisch eingegliedert wird. – Diese Feststellung gilt für viele unserer Bilder. – Am reichsten vertreten war Cornelia Forster, und dies mit Berechtigung. Aus ihren Bildern spricht eine gewisse schöpferische Kraft, ein eigenes Temperament, welches die Wirklichkeit wesenhaft erfaßt und künstlerisch umgestaltet, wie in den Bildern «Sala, neige» oder «La folle du village». Gewisse parallele Züge zu ihrer Kunst finden wir in der von Irène Zurkinden. Diese Künstlerin ist unmittelbar von Frankreich beeinflußt, vor allem von Lautrec. Viel ausgesprochener als Cornelia Forster wird sie von dem prickelnden und raschen Leben der Großstadt angezogen. Cornelia Forster gestaltet vorzüglich aus der Farbe, die sie oft mannigfaltig nuanciert; Irène Zurkinden hingegen liebt es, scharf umrissene Flächen effektvoll gegeneinander wirken zu lassen. Neben ihrer harten und raschen Malweise wirkt diejenige von Cornelia Forster mehr von seelischer Fülle getragen. – Bei Trudy Egender steht die Zeichnung im Vordergrund. Es gibt bei ihr kein festes Bildgerüst. Aus einem feinschichtigen Gewebe scheinbar loser und spielerisch hingeworfener Linien erwachsen oft erstaunlich klar und zart erfaßte Gegenstände. Bei den Bildern haben wir durchwegs den Eindruck, es sei hier mit Farbe gezeichnet worden. – Margherita Oßwald-Toppi malt Bilder von klarer Harmonie; doch wir spüren keine innere Spannung, die überwunden werden mußte, um diese ruhige Einheit zu erlangen. Dem Typisieren liegt keine Fülle zugrunde. Gefällig wirken die verhaltenen, oft sorgfältig aufeinander abgestimmten Farben. – Neben diesen vier Malerinnen waren drei Bildhauerinnen mit einer größeren Anzahl von Werken vertreten. Durch Sensibilität und Prägnanz standen unter den gezeigten Plastiken die von Germaine Richier an erster Stelle. Sie bestätigten nochmals die starken Eindrücke, die man von ihrer Kollektion an der Basler Ausstellung empfangen hatte. *P. P.*

Johann von Tscharner
Galerie Neupert, 24. Februar bis 24. März 1945

Wie leicht wird heute in Ausstellungen Quantität mit Qualität verwechselt. Dies ist hier durchaus nicht der Fall. Aus der gut überschaubaren Anzahl von Bildern vermögen wir die Wesensart des Künstlers schon weitgehend zu erfassen. Fast von Bild zu Bild erscheinen wieder die selben Gegenstände (Früchte, Blumen, Bücher und Stilleben kehren von Mal zu Mal wieder). Durch alle Jahre seines Schaffens muß sich Tscharner andauernd mit ihnen auseinandersetzen. Darin liegt seine Stärke, daß er diese innere, wesentliche Geräumigkeit hat, die uns in seinen Bildern als tragende Kraft entgegentritt, Bildern, vor denen wir noch zu verweilen vermögen, die noch eine Dauer und Ruhe des Gegenständlichen in sich bergen. Die Blumen sind gelb oder orange und welken gerne. Liegt nicht auch etwas Welkendes in der Stimmung der meist warmen Farben in ihrer reich differenzierten Schichtung? Hängt nicht auch der auffallende sinkende Zug von links oben nach rechts unten, der in fast allen Bildern erkennbar ist, mit diesem Welken zusammen? Wo heftige Farben auftreten, wie etwa das Schwefelgelb der Zitrone oder das eigenartig scharfe Grün der Birne, sind diese Farben fast magisch durchleuchtet und muten uns nicht als aus der Lebensfülle entsprungen an. Das starke Rot schafft gerne eine Diskrepanz, indem es hart und unvermittelt aus der Bildharmonie heraustritt. Weitgehend vermöchten wir des Künstlers Eigenart aus den Farben zu deuten. *P. P.*

Ausstellungen

Basel	Kunstmuseum	Malerei in Italien von der Spätantike bis zur Renaissance in Photographien und Reproduktionen	bis auf weiteres
		Neuerwerbungen 1944 des Kupferstichkabinetts	bis auf weiteres
		Französische Buchillustration des 19. und 20. Jahrhunderts	bis auf weiteres
	Kunsthalle	Vierzehn Berner Künstler – Gedächtnisausstellung Wassily Kandinsky	10. März bis 8. April
		J. J. Lüscher - Alexander Zschokke	15. April bis 13. Mai
	Galerie d'Art Moderne	Otto Tschumi	17. März bis 13. April
	Galerie Bettie Thommen	Walter Schneider	7. April bis 7. Mai
Bern	Kunstmuseum	20. Ausstellung der GSMBA	7. April bis 3. Juni
	Kunsthalle	Hans Sturzenegger	14. April bis 13. Mai
	Kant. Gewerbemuseum	Arbeiten der Weiterbildungskurse für Arbeitslose im Maler- und Gipsergewerbe	8. April bis 22. April
Biel	Galerie des Maréchaux	Ernst Geiger, Maler, und Geiger-Woerner, Handweberei	7. April bis 22. April
Chur	Kunsthaus	Sektion Aargau GSMBA	21. April bis 13. Mai
Genf	Athenée	Maurice Blanchet - Bridjet Borsunger	14 avril – 3 mai
	Athenée et Musée Rath	«40 ans de peinture» Œuvres de Maurice Barraud	10 mars – 8 avril
Lausanne	Musée Arlaud	Section vaudoise de la Société des Peintres, Sculpteurs et Architectes Suisses	31 mars – 15 avril
	Paul Vallotton	Gérard de Palézieux	12 avril – 26 avril
	Galerie d'Art du Capitole	Charles l'Eplattenier	31 mars – 26 avril
Luzern	Kunstmuseum	Bau- und Kunstdenkmäler der Schweiz	18. März bis 29. April
		Chinesische Malerei der Gegenwart	11. März bis 2. April
		Werner Hartmann - Herbert Theurillat – Eduard Spörri	11. März bis 29. April
Neuchâtel	Musée des Beaux-Arts	Legs de Mlle G. de Meuron	31 mars – 28 mai
	Galerie Léopold Robert	Dessins de Ch. l'Eplattenier pour le Tell	31 mars – 28 mai
		Mme E. Adler-Kaufmann	24 mars – 15 avril
Schaffhausen	Museum Allerheiligen	Margret Goetz	11. März bis 8. April
		Albin Schweri	22. April bis 27. Mai
Solothurn	Museum der Stadt Solothurn	Maurice Barraud	15. April bis 21. Mai
St. Gallen	Kunstmuseum	Sebastian Oesch (1893–1920)	10. März bis 15. April
Winterthur	Kunstmuseum	Fréderic Dufaux (1852–1943)	11. März bis 15. April
		Albert Schnyder - Ernst Suter - Rudolf Zender	22. April bis 3. Juni
	Gewerbemuseum	«Lob der Arbeit»	15. April bis 13. Mai
Zürich	Kunstgewerbemuseum	Bau- und Kunstdenkmäler der Schweiz, ihre Erfassung und Pflege	22. April bis 27. Mai
	Kunsthaus	Flucht aus Paris 1940, Zeichnungen von Frans Masereel	4. März bis Ende April
		Otto Schilt	10. März bis 8. April
		Gustav Schneeli	14. April bis 6. Mai
	Helmhaus	Architekturwettbewerb unter Kriegsgefangenen	24. März bis 14. April
		Zwölf junge Ostschweizer	22. April bis 12. Mai
	Galerie Aktuaryus	Max Liebermann	8. April bis 2. Mai
	Galerie des Eaux Vives	Wassily Kandinsky	14. April bis 9. Mai
	Galerie H. U. Gasser	Fernand Léger	April
	Kunstsalon Wolfsberg	Alois Carigiet	10. April bis 15. Mai
Zürich	Schweizer Baumuster-Centrale SBC, Talstraße 9, Börsenblock	Ständige Baumaterial- u. Baumuster-Ausstellung	ständig, Eintritt frei 8.30–18.30, Samstag 8.30–17 Uhr

Jacinto Salvado

Galerie des Eaux Vives,
3. Februar bis 1. März 1945

Vorerst muß auf eine Eigenart dieser Ausstellung hingewiesen werden. Während normalerweise Ausstellungen für unsere Künstler Verkaufsgelegenheiten bedeuten, so war diese Schau eines spanischen Malers mit der sonderbaren Servitut des Verkaufsverbotes belastet, so daß alle Bilder als «unverkäuflich» bezeichnet waren. Nicht weil der Künstler nicht verkaufen wollte, sondern weil er nach unsern fremdenpolizeilichen Vorschriften nicht verkaufen darf. Und gerade unsere Maler, so hörte ich, sollen auf der strikten Einhaltung dieser fremdenpolizeilichen Vorschriften bestehen. Gleichzeitig vernimmt man aber auch, daß schweizerische Kunstkreise heute schon Kunstausstellungen im Ausland vorbereiten. Natürlich werden dann unsere Künstler nicht als Flüchtlinge, sondern als Menschen mit einer Heimat und einem geraden Wege im Ausland ihre Werke zeigen. Gesandtschaften werden die Ausstellungen mit ihrem Segen begleiten, denn sie sollen zweifellos Manifestationen unseres regen Kulturlebens sein. Zudem werden Verkäufe nicht verhindert, sondern mit allen Mitteln gesellschaftlicher Verbindungen gefördert werden. Wie wäre es nun, wenn unsere Künstler im Auslande als Flüchtlinge leben müßten, von irgend einer Flüchtlingskasse mit dem Allernotwendigsten versehen würden (ob dann dazu auch Farbe und Leinwand gehört, ist fraglich!), irgendwo in ein leeres Loch hineinmalen müßten und nichts verkaufen dürften? – Mit andern Worten: heimatlos, arbeitslos, an die Moräne geworfen! Solche Bestimmungen, die von unsern Malern schon aus Kollegialität mit aller Kraft bekämpft werden sollten, sprechen nicht für die heute so gerne zitierte geistige Freiheit. Wenn man damit glaubt, dem Absatz des ausländischen Kitsches – der übrigens auch bei uns massenweise produziert und verkauft wird – zu steuern, so beweist die Wirklichkeit das Gegenteil. Und selbst wenn durch diese Unfreiheit etwas erreicht würde, dann mag man sich – wenigstens im Reiche der Kunst – immer noch fragen, ob die Nachteile der Freiheit größer sind als die Vorteile der Bindungen durch Gesetze und Erlasse. Es wäre an der Zeit, daß unsere Maler nicht für, sondern gegen solche Vorschriften auftreten und ihren unglücklichen heimatlosen Kollegen in unserem Lande eine bescheidene Existenz ermöglichen. Von ihnen sollte die Initiative ausgehen, würdige ausländische Künstler bei uns leben und schaffen zu lassen. Um einer Invasion der Unwürdigen zu steuern, könnte der GSMBA eine Sektion ausländischer Flüchtlinge angegliedert werden, die vor ihrer Aufnahme nach Würdigkeit und Leistung gesiebt würden, wie das auch jetzt schon für die Aufnahme ordentlicher Mitglieder geschieht.

Jacinto Salvado, Stilleben, 1943

Und nun zu dem Künstler selbst, den ich im vornherein als einen würdigen Vertreter der Malerzunft vorstellen möchte. Nicht nur, weil Salvado schon auf erhebliche Erfolge in Paris zurückblicken kann, weil er seit 1921 in Barcelona, Paris, London, Berlin, Moskau und New York ausgestellt hat, sondern weil wir hier einem vielseitigen, echten Maler gegenüberstehen. Es ist allerdings schwer, ihn in seiner Essenz zu erfassen, denn konkrete und abstrakte Gebilde in den verschiedensten Formelementen zeigen ihn immer wieder von einer andern Seite. Bald zeigt er rein konkrete Konstruktionen in Anlehnung an den Kubismus, bald bewegte, rhythmische Formen, die souverän auf die Fläche geschrieben werden – und die am ehesten seine geistige Spannweite erraten lassen. Da mir die Begriffe «abstrakt» und «konkret» zu eng erscheinen, um damit wesentlich verschiedene Gestaltungsarten zu bezeichnen, ziehe ich es vor, Worringers Begriffspaar der Einfühlung und der Abstraktion herbeizuziehen. Von da aus gesehen, zeigt sich Salvado meist als durchaus abstrakt gestaltender Maler, wenn auch gerade die rhythmisch beschwingten Bilder als Werke der Einfühlung zu bezeichnen sind. Salvado ist daher nicht als programmatischer Künstler zu betrachten, dem es um ein von außen herangetragenes Programm geht, sondern als ein lebendig gestaltender Maler, der aus der ganzen Fülle der modernen Malerei von Matisse bis zu den Kubisten und Surrealisten schöpft und an alle diese Bewegungen selbst schon wesentliche Beiträge geliefert hat. Seine Farbgebung ist sicher, die Form reich und vielfältig, und wenn man ein Gemeinsames herauslesen kann, dann

ist es eine starke Intuition, gepaart mit einem ebenso starken Intellekt, die in allen diesen verschiedenen Formensprachen in einer vollendeten Mischung beteiligt sind. *Walter Kern.*

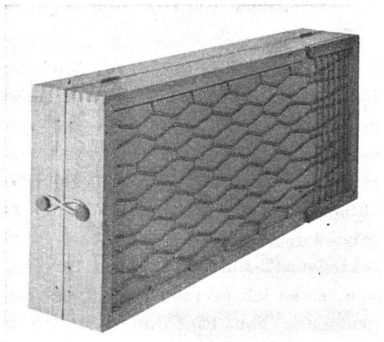
Wiederaufbau

Ein praktischer Vorschlag für die Ausstattung von Notwohnungen

Zu den dringendsten Aufgaben nach dem Kriege gehört neben der Lösung der Ernährungs- und Bekleidungsfragen und der Beschaffung von provisorischen Unterkunftsmöglichkeiten die Ausstattung dieser einfachsten Wohnungen mit dem nötigen Hausrate. Denn auch die Möbel und die übrigen Wohnungsgerätschaften hat der Krieg vernichtet. Diese müssen auf irgendeine Weise und in nützlicher Frist der notleidenden Bevölkerung wieder zur Verfügung gestellt werden können. Zweifellos bedarf es hiefür, da es sich ja um Millionen Bedürftiger handelt, um breit angelegte Hilfsmaßnahmen. Es ist erfreulich, festzustellen, daß in unserem Lande seit einiger Zeit an vielen Stellen eifrig in dieser Richtung gearbeitet wird.

Ein besonders instruktives und nützliches Ergebnis derartiger Studien stellt die sogenannte *Notzimmer-Garnitur* dar, welche der in der Schweiz lebende Emigrant *M. Ehrlich* ausgearbeitet hat und deren serienmäßige Herstellung die Firma AERMO G. m. b. H. Zürich übernommen hat. Das Schweizerische Arbeiter-Hilfswerk, das Schweiz. Rote Kreuz und die Schweizer Spende haben bereits größere Bestellungen aufgegeben, und auch das Ausland interessiert sich für diese zeitgemäße Neuerung.

Der mit Patentschutz belegten Notzimmer-Garnitur liegt die richtige Überlegung zu Grunde, daß in allen derartigen Hilfsmaßnahmen auf die nach dem Kriege herrschenden Transportschwierigkeiten Rücksicht zu nehmen ist. Die Verpackung und der Versand der vorliegenden Möbel ist dadurch auf sehr einfache Weise möglich gemacht, daß die beiden Couch-Bettstellen gleichzeitig als Behälter für sämtliche übrigen Möbelstücke und Hausgeräte dienen. Die einzelnen Möbelstücke können zu diesem Zwecke in verschiedene Elemente zerlegt werden. Das Ganze fertig zusammengepackt weist die minimalen Ausmaße von 196 × 87 × 42 cm auf und ist überdies von sehr geringem Gewicht. In einem Eisenbahnwaggon können 50 solcher Garnituren leicht befördert werden, das heißt, mit einem Eisenbahnzug von etwa 15–20 Wagen könnten 750–1000 Familien mit dem Notwendigsten versorgt werden.



Notzimmer-Garnitur der Firma AERMO, Zürich. Entwurf: M. Ehrlich

Links die zusammengepackte, unten die aufgebaute Garnitur

Die einzelne Notzimmer-Garnitur umfaßt folgende Gegenstände: 2 Couch-Betten, 2 Schonermaträtzchen, 1 Schrank, 1 Tisch, 4 Hocker; ferner kann eine komplette Koch- und Eßgarnitur, bestehend aus 2 Kochtöpfen, 1 Bratpfanne, 1 Deckel, 4 Teller, 4 Tassen, 4 Eßlöffeln, 4 Gabeln, 1 Schöpfer, 1 Schaumkelle, 1 Kaffeesieb und 1 Milchkessel, abgesehen etwa von Büchern oder anderen Dingen, mitverpackt und versandt werden. Die Konstruktion speziell der zerlegbaren Möbelstücke und der Couch-Betten wurde auf Grund langer Versuche so festgelegt, daß die Herstellung in großen Serien auf industriellem Wege leicht möglich ist. Sie kann aber auch von verhältnismäßig kleinen Betrieben, mit welchen ja gerade in Kriegsgebieten gerechnet werden muß, am Orte selbst übernommen werden. Daß die Möbel leicht demontierbar sind und ohne besondere Anweisung oder besondere Werkzeuge zusammengesetzt werden können, hat noch den besonderen Vorteil des erleichterten Umzuges, ein Umstand, der gerade in der ersten Nachkriegsperiode mit den unvermeidlichen Umsiedelungen der Bevölkerung von großem Vorteil sein wird. Da die Möbel sehr leicht sind, so können zum Beispiel die Betten bei Tage auf die Seite geschoben werden, um den Schlafraum zum Wohnraum werden zu lassen.

Die Notzimmer-Garnitur von M. Ehrlich darf damit als ein sehr wertvoller Beitrag schweizerischer Hilfstätigkeit betrachtet werden. Diese Möbel tragen auch den gesunden Ansatz für eine vernünftige und praktische Möblierung der späteren Nachkriegszeit in sich, denn die ihnen eigenen Grundgedanken, so primitiv sie auch ausgedrückt sind, sind richtig: leichte, praktische Möbel, mit denen jeder Besitzer sich eine persönliche, freie Wohnatmosphäre schaffen kann. *a. r.*

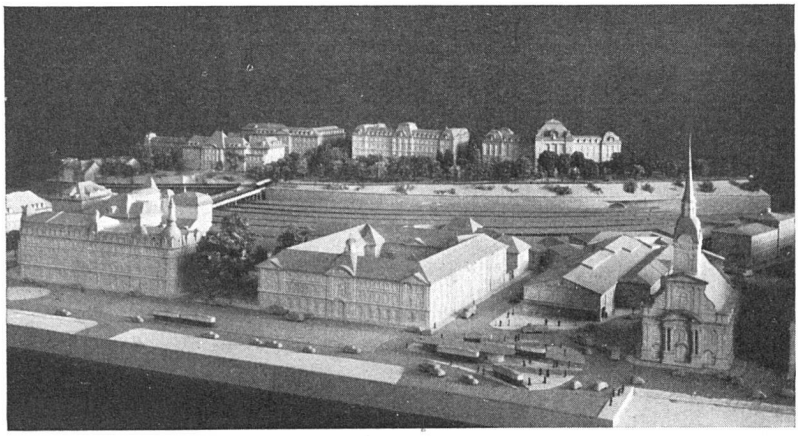
Bauchronik

Berner Bahnhofprobleme

Nach mehr als vierzigjähriger sukzessiver Modernisierung und Erweiterung der einzelnen Teile seines Hauptbahnhofes steht Bern gegenwärtig vor der letzten Etappe des gewaltigen Werkes: der zeitgemäßen Neugestaltung des Personenbahnhofs am Fuß der Großen Schanze. Diese

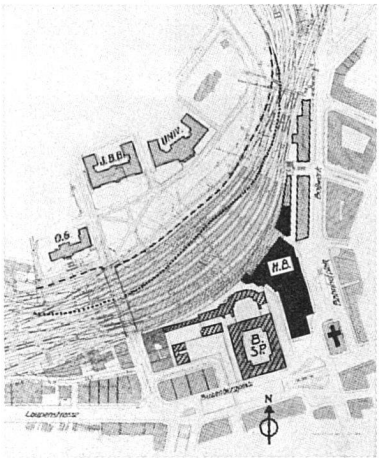
wieder gliedert sich in zwei Abschnitte, nämlich in die Vermehrung, Verlängerung und Verbreiterung der Bahnsteiganlagen einerseits und den Neubau des Aufnahmegebäudes. Für den ersten Teil sind die Projektierungsarbeiten abgeschlossen, und die Bundesbahnen benützten diesen Anlaß zu Beginn dieses Jahres zu einer kleinen Plan- und Modellausstellung im Berner Gewerbemuseum, an der man sich von der Zweckmäßigkeit der gewählten Lösung überzeugen konnte. Wohl erfordert die Vermehrung der Bahnsteige und Perrongeleise eine neue – dritte – Abtragung der Großen Schanze. Der unvermeidliche Eingriff in diesen Hügel hält sich aber in verhältnismäßig engen Grenzen und beeinträchtigt das Bild des dortigen Kranzes öffentlicher Gebäude – Obergericht, Generaldirektion der SBB. und Hochschule – und des sie verbindenden Grüngürtels nicht so, daß er nicht verantwortet werden könnte. Er war anderseits die unerläßliche Bedingung einer Beibehaltung des Bahnhofes an dessen jetzigem Standort, und die bernische Öffentlichkeit hat sich daher um dieses unbestreitbaren Vorteils willen mit der Beschneidung der Promenade abgefunden.

Befindet sich so die betriebstechnische Modernisierung des Berner Bahnhofes auf dem besten Wege, so sind freilich die mit der Umgestaltung des Aufnahmegebäudes verknüpften städtebaulichen, verkehrstechnischen und architektonischen Probleme auch heute noch völlig ungelöst. Zum Teil noch aus dem Jahre 1860 stammend und in unglücklicher Weise zwischen Heiliggeistkirche und Burgerspital eingeklemmt, ist der heutige Bau außerordentlich schlecht disponiert und überdies erheblich zu klein. Seine Erweiterung stößt jedoch auf größte Schwierigkeiten. Der seinerzeitige Plan der Bundesbahnen, hiezu wenigstens teilweise das Areal des Burgerspitals in Anspruch zu nehmen, mußte aus finanziellen Gründen sowie wegen des Widerstandes gegen die Beschneidung oder gänzliche Beseitigung des sicherlich sehr schönen Baudenkmals fallen gelassen werden. Zur Zeit beschränken sich die Bundesbahnen auf das Studium der Möglichkeiten, die längs des Bollwerks stehenden Gebäude der Telephon- und der Kreispostdirektion abzutragen und den Bahnhof nach dieser Seite zu erweitern. Eine solche Lösung könnte jedoch kaum befriedigen, da sie einmal eine Sanierung der sehr prekären



Oben: Modell des Berner Hauptbahnhofs mit Umgebung. Blick über den Bubenbergplatz gegen die Große Schanze. In der Bildmitte der Burger-Spital, rechts die Heiliggeist-Kirche, dazwischen der heutige Bahnhof, rechts im Hintergrund das Gebäude der Telephon-Direktion

Aufnahme: Photodienst der SBB



Rechts: Lageplan des Personen-Bahnhofs mit den projektierten Bahnsteig- und Geleise-Anlagen und dem heutigen Aufnahme-Gebäude. Punktiert: heutige Grenze der Geleise-Anlagen gegen die Große Schanze. Gestrichelt: künftige Grenze. Schwarz: heutiges Aufnahmegebäude. Umrandet: allenfalls in den Neubau einzubeziehende Gebäude. Schraffiert: Burger-Spital

Verkehrsverhältnisse auf dem Bahnhofplatz in Frage stellen würde und der nun einmal bestehenden Sachlage widerspräche, daß der Bubenbergplatz das Zentrum des städtischen Verkehrs ist, auf welchen hin der Bahnhof orientiert werden sollte. Die hier angedeuteten vielgestaltigen Probleme des Bahnhofumbaues lassen sich zweifellos nur durch einen öffentlichen Wettbewerb mit möglichst weitgespanntem Rahmen wirklich einwandfrei abklären und lösen. Es ist dringend zu hoffen, daß sich Bundesbahnen und städtische Behörden entgegen gewissen Tendenzen in letzter Stunde doch noch zur Ausschreibung eines solchen entschließen. Dieser müßte vor allem einmal die Frage beantworten, ob ein wirklich befriedigender Bahnhof unter Beibehaltung des Burgerspitals überhaupt erstellt werden kann, woran offenbar die SBB. selber mit guten Gründen zweifeln, während anderseits die geplante Erweiterung der Geleise- und Bahnsteiganlagen diese Antwort glücklicherweise keineswegs präjudiziert. Erst nach der Erledigung dieser Vorfrage könnte mit sicherem Erfolg an die Ausarbeitung der Einzelheiten geschritten werden, aus denen schließlich ein Werk aus einem Gusse hervorgehen müßte, das die bauliche Gestaltung des Aufnahmegebäudes, dessen städtebauliche Eingliederung in seine Umgebung und die Bewältigung der schwierigen Straßenverkehrsfragen zu umfassen hätte. Eine besonders heikle Aufgabe des Berner Bahnhofumbaues wird dabei auf alle Fälle dessen architektonische Einordnung in das Stadtbild sein. Die charaktervollen Bauformen der Heiliggeistkirche und des allenfalls stehenbleibenden Burgerspitals wie der historisierende «Bernerstil» des Hotels Schweizerhof jenseits des Bahnhofplatzes stellen eine starke Verlockung zu einer Fortführung jener Anpassungsarchitektur dar, die nicht zuletzt in Bern schon so oft zu Mißerfolgen geführt hat. Eine an der erwähnten Projektausstellung gezeigte, freilich unverbindliche Skizze für das neue Aufnahmegebäude, die sich in solchen traditionellen Formen bewegt und den Bahnhof überdies als bloßen Anbau des Burgerspitals zeigt, kann auf alle Fälle höchstens als Warnung vor einer derartigen Baugesinnung gelten und demonstriert

aufs deutlichste die gebieterische Notwendigkeit, unseren Architekten zum mindesten nicht zum vorneherein durch engherzige Vorschriften über die künstlerische Gestaltung des Neubaues die Hände zu binden.

H. W. Thommen.

Die staatliche veterinärmedizinische Serum-Anstalt in Stockholm

Architekten: E. G. Asplund † und Joel Lundeqvist

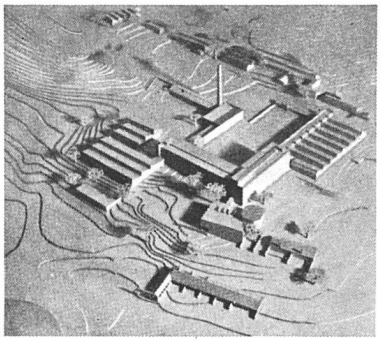
Gerade in der Zeit, in der sich die Schweizer Architekten mit dem Wettbewerb für die veterinärmedizinische Fakultät in Zürich befassen, erscheint in Heft I/1945 des schwedischen «Byggmästaren» die Publikation der veterinärmedizinischen Serumanstalt in Stockholm. Ihr eigentlicher Schöpfer ist Asplund, der noch vor seinem Tode die Planarbeiten bis zum Ausführungsstadium durchführen konnte. Sein Nachfolger, Architekt Lundeqvist, folgt im wesentlichen Asplunds Intentionen, wenn auch die Anlage aus kriegsbedingten Sparmaßnahmen stark umgearbeitet und verkleinert worden ist.

Die Institute liegen in der der Stadt Stockholm im Norden vorgelagerten Wald- und Grünzone, die für eine Reihe von wissenschaftlichen und öffentlichen Anlagen reserviert ist. Hier liegen, jeweils durch große Wälder und Parks getrennt, Skansen, die Technische Hochschule, die Tierärztliche und die Forst-Hochschule, der Botanische Garten, das Universitäts-Krankenhaus und schließlich das Bakteriologische Zentralinstitut, letzteres ebenfalls ein Werk Asplunds.

Die Aufgabe der neuen Anlage besteht aus wissenschaftlicher Forschung und im speziellen aus bakteriologischen Untersuchungen und Tierversuchen, sowie der Herstellung von Sera und Vaccinen. Die Serumherstellung geschieht nach dem Prinzip des laufenden Bandes von den Serumställen (F) zur Ampullen- und Kühlabteilung im Laboratoriengebäude (A). Das Forschungsmaterial andererseits geht von der Obduktionsabteilung (D) und den Impf- und Versuchsställen (E, C, G) zu den Laboratorien der einzelnen Institute (A). Deshalb liegt das vierstöckig und in Winkelform entwickelte Laboratoriengebäude folgerichtig zentral zwischen den Serumställen (F), den Ställen für geimpfte Versuchstiere (E und C), der Obduktionsabteilung (D) und dem Kanzleigebäude (B). Im Erdgeschoß enthält es neben Räumen für Serumscheidung allgemeine Lokale, wie Eßsaal, Sitzungszimmer, Bibliothek, Glas- und Chemikalienvorräte; in den Obergeschossen folgen sich die einzelnen Institute. Im obersten Geschoß befinden sich Reinigungs- und Sterilisierräume mit Autoklaven, Trockenschränken und Trockensterilisatoren, sowie die Räume für Substratherstellung und die Kühlräume. Der an der Winkelspitze des Laboratorienkomplexes angebaute Kanzleibau (B) enthält neben Verwaltungslokalen einen Hörsaal.

Der Stallkomplex für geimpfte Versuchstiere (E und C) ist aufgeteilt in eine größere Gruppe für zu Diagnosezwecken geimpfte Kaninchen, Meerschweinchen und Mäuse, mit Sektion und Pestlaboratorium, und eine Gruppe von Quarantäneställen für von auswärts gekaufte Tiere. Asplunds Ausformung der hintereinander gestaffelten, am Hang liegenden Ställe zeigt sein Vermögen, allen ihm gestellten Aufgaben eine einmalige und typische Lösung zu geben: Aus der Forderung nach einer konzentrierten Anlage von leicht unterteilbaren Ställen entstanden die Gebäude mit ihren charakteristischen Sheddächern.

Die Serumställe für Pferde (F), nach demselben Prinzip entworfen, zeigen ein über dem Verbindungsgang verlaufendes Stroh- und Futtermagazin, von dem aus direkt die Futtergänge



Staatliche veterinärmedizinische Serumanstalt in Stockholm

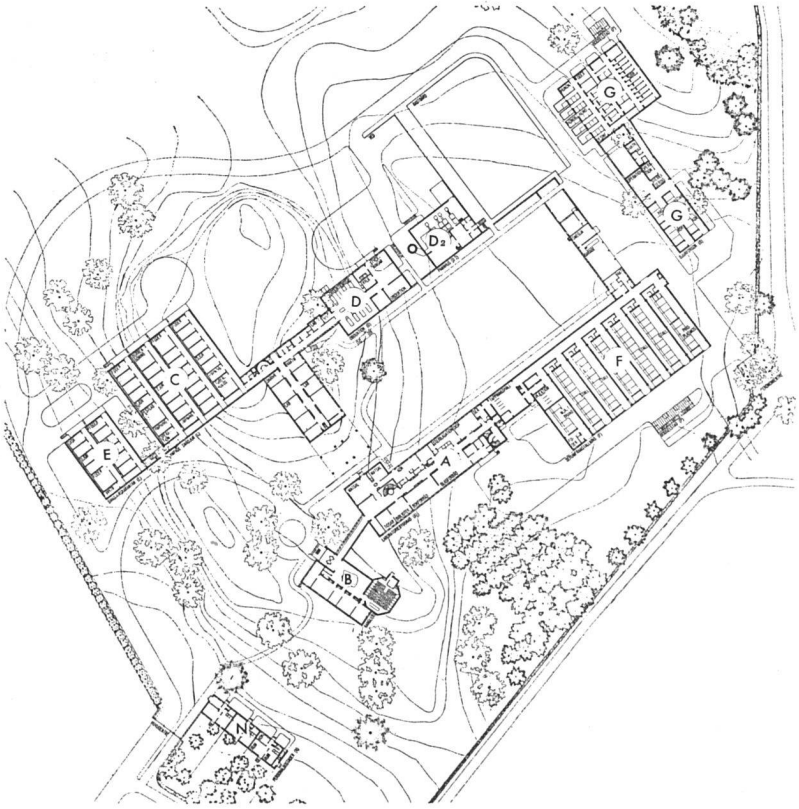
Links:

Modell des Entwurfes von Prof. Asplund. In der Mitte das winkelförmige Laboratoriengebäude, um das sich die mit Sheddächern belichteten Stallkomplexe gliedern. Im Vordergrund Eingang mit Personalwohnungen, Kanzleibau mit Hörsaal

Unten:

Situationsplan der ausgeführten Anlage. Maßstab ca. 1:2500. Norden liegt oben.

A Laboratoriengebäude
B Kanzleibau mit Hörsaal
C Ställe für geimpfte Versuchstiere
D Obduktion
D_2 Heizung
E Quarantäne für Versuchstiere (Mäuse, Kaninchen)
F Serumställe (Pferde)
G Ställe für Versuche an Haustieren
N Personalwohnungen



bedient werden können. Zwischen die Ställe für Versuche an Haustieren (Pferde, Kühe, Hunde, Schweine, Schafe) (G) sind zwei Operationssäle eingeschaltet.

Wie bei allen Bauten Asplunds überrascht auch bei vorliegender Lösung das souveräne Können in der Problembewältigung wie in der formalen Gestaltung und das Geschick, die Gegebenheiten des Geländes, in diesem Fall ein für Stockholms Umgebung typisches, stark hügeliges, mit hundertjährigen Eichen bewachsenes Gebiet, auszunützen. *E. Z.*

Regional- und Landesplanung

Kurs über Erhaltung und Gestaltung der Landschaft

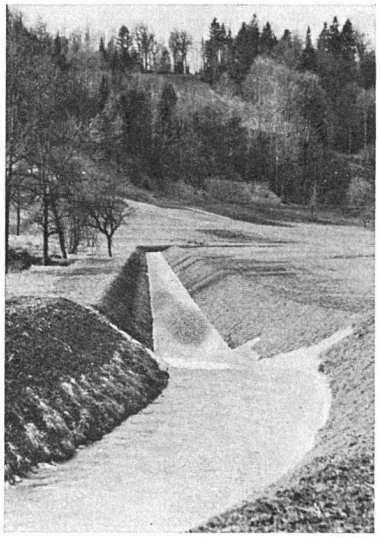
Der Begriff «Kurs» war eigentlich nicht der richtige Ausdruck für die Veranstaltung; denn es haftet ihm etwas Schulmäßiges an. Was am 25. und 26. Februar 1945 im Kongreßhaus Zürich vom *Bund Schweizerischer Gartengestalter* unter Mitwirkung des Zürcher Ingenieur- und Architekten-Vereins und des Bundes Schweizer Architekten in zehn Vorträgen mit Diskussion abgehalten wurde, war eher eine Aussprache zwischen verschiedenen Fachkreisen über die im Rahmen der Landesplanung akut gewordenen Probleme der Erhaltung und Gestaltung der Landschaft. Diese Aussprache war sehr fruchtbar, um so mehr, als hier Vertreter von Fachkreisen zum Wort kamen, die sonst als Antagonisten gelten, wie Heimatschutz, biologischer und ästhetischer Naturschutz und Techniker.

Anknüpfend an den Vortrag, den der verstorbene Walter Mertens seinerzeit am Kongreß in Essen hielt, und an die Pionierarbeit von Prof. Alwin Seifert führte Gartenarchitekt G. Ammann mit seinem Begrüßungswort in die aktuellen Probleme ein, die seit der Landesausstellung in die öffentliche Diskussion gerückt sind. Zur Frage «Weshalb und wo Naturschutz?» skizzierte Dr. W. Knopfli vom Regionalplanbüro des Kantons Zürich die durch den Menschen bedingten Änderungen in unserer heimischen Fauna und Flora, die außerhalb des Hochgebirges kaum mehr urtümliche Natur geblieben ist. Er umriß sodann die Aufgaben eines Naturschutzes, der auch die vom Menschen beeinflußte Natur vor schweren Störungen des biologischen Gleichgewichts bewahren will. Stadtforstmeister K. Ritzler behandelte das aktuell gewordene Rodungs-Sorgenkind – den Wald im Landschaftsbilde – und erläuterte namentlich die erfreulichen Wandlungen der Forstwirtschaft von den sterilen Fichtenmonokulturen der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zum heutigen Plenterbetrieb des natürlichen, ungleichartigen und ungleichaltrigen Waldes von heute, der schön und wirtschaftlich zugleich ist.

Wer die Notwendigkeit des Landschaftsschutzes noch nicht begriffen hatte, der wurde durch den Vortrag von Ernst F. Burckhardt, Arch. BSA, gründlich belehrt. Das Zürichseeufer und seine Umgebung könnte ja in dieser Hinsicht auch unter der Überschrift «Die Sünden der Väter» behandelt werden. Viele Jahre lang konnte für nur Fr. 5.– pro Quadratmeter die Konzession für wilde Auffüllungen erworben werden, um das Auffüllungsareal später zu Fr. 100.– pro Quadratmeter als Bauland zu verkaufen! Andererseits wurde am Obersee durch Baggerung das Ufer abgerissen und die Uferlinie in die heutige zerfetzte Form gebracht. Übel hergerichtet wurden auch manche malerischen Bachtobel, so durch Kehrichtablagerungen und geschmacklos betonierte Bacheindämmungen. Der Vortragende zeigte dann die neuzeitlichen Bestrebungen der Regionalplanung, die darauf hinausgehen, zu retten und wieder gut zu machen, was noch zu retten ist. An Hand von Beispielen aus Ohlsdorf-Hamburg, Leipzig, Schaffhausen und Weiningen behandelte Gartenarchitekt Gustav Ammann den «Friedhof als Element der Landschaftsgestaltung». Der neuzeitliche Friedhof soll nicht mehr als geometrischer Fremdkörper, sondern in ungezwungener Weise der natürlichen Landschaft unter Berücksichtigung der Bodengestalt und der biologischen Verhältnisse eingefügt werden. Prof. Rittmeyer wandte sich als Korreferent temperamentvoll gegen die Ausführungen Ammanns, das heißt gegen die Idee von Wald- und Parkfriedhöfen, wobei er sich auf das Axiom berief: Das Element des Friedhofs ist und bleibt das rechteckige Grab.

Jede Planung stützt sich zunächst auf das Vorhandene, das als Erstes erforscht werden muß. Der Geograph hat auf jeden Fall ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Dies bewies in anschaulicher Weise der Vortrag von Dr. E. Winkler über «Das Dorf in der Landschaft». Seine Ausführungen, eine Art Systematik der hauptsächlichen schweizerischen Dorftypen, waren in bezug auf die Anlage von Siedlungszonen recht aufschlußreich. Es hat etwas lange gedauert, bis man auch bei uns die Bedeutung von Windschutz-Anlagen für die Bodenkulturen erkannt und die Trostlosigkeit der üblichen Meliorationstechnik eingesehen hat, welche bekanntlich die meliorierten Landschaften allen Feldgehölzes und Gebüsches beraubt hat. Der Vortrag von Ing. Omar Weber, Basel, befaßte sich mit dem Thema «Windschutz-Anlagen in der Schweiz». Neu waren die dargestellten aerodynamischen Untersuchungen auf diesem Gebiet. Dr. W. Nägeli unterstrich als Korreferent die Bedeutung dieser Fragen. Störungen des biologischen Gleichgewichts bei Meliorationen ha-

Kanal mit natürlicher Uferbewachsung



Der Kanal als Fremdkörper in der Landschaft

ben weitgehende ästhetische Beeinträchtigungen im Landschaftsbild zur Folge. Es war daher auch für den Techniker von Interesse, einen Botaniker, Prof. Dr. A. U. Däniker, Zürich, über «Die ökologischen Zusammenhänge bei Meliorationen», den Haushalt der Pflanzen, namentlich der Bäume, in bezug auf Wind und Wasser zu hören. Immerhin ist die natürliche Landschaft kein Garten, und so klang der Vortrag in die Mahnung aus, die Natur dürfe nicht vom Gartengestalter, sondern müsse vom Landschaftsgestalter behandelt werden. Ganz besonderes Interesse fand der Vortrag von Arch. Max Werner vom Regionalplanbüro des Kantons Zürich über «Zonenpläne als Mittel der Landschaftsgestaltung». Seit der berühmten Gygerschen Karte aus dem Jahre 1667 hat die Bevölkerungsdichte namentlich im Kanton Zürich ganz gewaltige Veränderungen erfahren und das Bild der Siedelungen seit dem Aufschwung von Industrie und Verkehr im letzten Jahrhundert sich ungeheuer verändert, insbesondere um den Zürichsee, wo die Stadt ihre Arme den beiden Ufern entlang ausstreckt. Bei der planlosen spekulativen Bauerei entstanden Dorfbilder von wildem Durcheinander der Baustile, ein sozialer und wirtschaftlicher Wirrwarr von Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe, Villen usw. Für die Regionalplanung ist das rechte Zürichsee-Ufer ein eigentliches Schulbeispiel geworden. Die vom Referenten vorgeschlagene Ausscheidung der Bau- und Siedelungszonen folgt in ihrer Linienführung außer den Tobeleinschnitten den natürlichen Terrassen, ungefähr parallel dem Ufer.

In seinem Vortrag über «Straßenbau in der Landschaft» unterzog Ing. Hans Waldvogel die Baumbepflanzung der Straßen einer kritischen Würdigung.

Weniger die technische als die menschliche Seite der «Grünflächen im Stadtgebiet» behandelte Stadtgärtner R. Arioli, Basel. Im Grünen soll der Mensch frei sein, frei ebenso von zu vielen Vorschriften. Auch Kleingärten gehören zu den Grünflächen. Das Unschöne daran kann durch Hecken nach außen verdeckt werden. Der Referent kritisierte den in der Zeitschrift «Plan» kürzlich publizierte Vorschlag von 75 m Grünfläche pro Kopf; er befürwortet Tummelplätze, auf denen sich die Jugend nach Herzenslust austoben kann. Gartenbauinspektor von Wyß, Zürich, hebt im Gegensatz zum Vorredner als Korreferent die Bedeutung kleiner Grünflächen im Stadtinnern hervor, tritt für Grünflächen, die strahlenförmig vom Stadtinnern zur Peripherie reichen, und für durchgehende Verbindungen der umgebenden Waldflächen durch Grünflächen und Spazierwege ein.

Abschließend sei noch bemerkt, daß geplant ist, die verschiedenen Referate in einer Broschüre herauszugeben. Anfragen sind an Gartenarchitekt G. Ammann, Forchstr. 179, Zürich, zu richten. *W. A. R.*

Tagung der schweizerischen Vereinigung für Landesplanung in Basel

Nachdem am Vorabend noch die Gründung einer Regionalplanungsgruppe *Nordwestschweiz* mit Prof. Leupin als Präsidenten erfolgt war, fand Samstag/Sonntag, den 24./25. Februar, im Casino Basel zwei Jahre nach der Gründung die erste ordentliche Mitgliederversammlung der *Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung* statt.

Der Präsident Dr. h. c. Armin Meili wies in seiner Begrüßungsansprache auf die generelle Bedeutung der Planungsprobleme und die Tatsache hin, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, da diese aus dem Stadium des Lippenbekenntnisses in dasjenige der Tat und des Opfers trete. Nach dem Geschäftsbericht zeigt sich, daß die ständige Geschäftsstelle in Zürich mit Ing. W. Schüepp als Leiter im Brennpunkt der aktiven Tätigkeit steht. Sie befaßt sich neben organisatorischen Vorbereitungen in der Hauptsache mit der Grundlagenforschung und, im Verein mit Ausschüssen und Fachkommissionen, mit dem Studium der einzelnen Teilprobleme, sowie der Aufklärung und der Koordination mit gleichgerichteten Instanzen, namentlich der Zentrale für Landesplanung an der ETH.

Die eigentliche praktische Arbeit der Zusammenkunft wurde in Form von Kurzreferaten über verschiedene Teilprobleme der Planung, die recht wertvolle Erkenntnisse zu Tage förderten, geleistet. Dipl. Ing. H. Belart, Zürich, orientierte über die gewaltige Entwicklung der Flugzeugtypen für die Zivil-Luftfahrt und ihre Auswirkungen auf die Anlage von Flughäfen. Stadtpräsident G. Béguin, Neuchâtel, legte die große Bedeutung der Arbeit in den Gemeinden für die gesamtschweizerische Planung dar. Als Mitglied der Kommission «Straße und Verkehr» unterzog Regierungsrat G. Wenk, Basel, den Ausbau des schweizerischen Hauptstraßennetzes und dessen Durchführung einer kritischen Betrachtung. Angesichts der Dringlichkeit dieser Fragen, die auch für Talstraßen besteht, sollte mit dem Beginn der Studien nicht einfach auf das Eintreten einer Massenarbeitslosigkeit gewartet werden. Kantonsbaumeister E. Virieux, Lausanne, referierte über die Planungsarbeiten im Kanton Waadt. In einer Studie für die Auflockerung einer Großstadt legte Nationalrat Dr. A. Meili am Beispiel Zürichs seine Ideen dar. Die trostlose Banlieue sollte verschwinden, nicht durch Vermassung und sukzessive Eingemeindung, sondern durch ein System von selbständigen Satellitengemeinden mit verbesserten Verkehrsverbindungen, namentlich durch kreuzungsfreie Tunnelanlagen.

Basel selbst ist bezüglich der Siedelungs- und Verkehrsplanung ein einzigartiger Fall mit besonderen Komplikationen, namentlich infolge seiner extremen Grenzlage, seiner Industrialisierung und seiner politisch-administrativen Eingeengtheit als Stadtkanton. Die Erörterung dieser spezifischen Basler Probleme am Sonntagvormittag, unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten der LPV., Prof. Dr. Gutersohn, ETH., bot daher besonderes Interesse. Regierungsratspräsident Gschwind, Liestal, schilderte den Entwicklungsgang der fortschreitenden Parzellierung des Bodens, die zu einem Rückgang der Heim-Posamenterie, zu einem Übergreifen der Stadt auf das Landschaftsgebiet und damit zu einer Gefährdung des selbständigen Bauerntums führt. Den so entstandenen chaotischen Siedelungsverhältnissen kann nur in engster Zusammenarbeit von Basel-Stadt und -Land entgegengewirkt werden. Stadtplanarchitekt Trüdinger, Basel, skizzierte die umgekehrte Lage von Stadt und Land; die durchgreifende Planung der ersteren kann nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung der basellandschaftlichen Faktoren gelöst werden. Er hielt für Basel das Satellitensystem von Dr. Meili nicht für durchführbar und entwickelte dagegen einen Zonenausscheidungsplan gemeinsam mit der Landschaft. Bei der Verkehrsplanung namentlich im Flugwesen trat der Referent für eine internationale Lösung ein. Baupolizeiinspektor Arnold, Liestal, ergänzte die Ausführungen durch eine Orientierung über die Art der Zonenausscheidung zwischen Siedelung und Landwirtschaft, namentlich am Stadtrande, und forderte den Erwerb von möglichst viel Boden durch die Gemeinde und die Errichtung von Pla-

nungsfonds, die eventuell durch eine vermehrte Wertzuwachssteuer gespiesen werden könnten.
Den Abschluß der anregenden Tagung bildete die Besichtigung des Bürgerspitals in Basel am Sonntagnachmittag. *W. A. R.*

2e Congrès des Urbanistes suisses, à Genève

Le comité d'organisation du 2e Congrès des Urbanistes suisses, qui s'est tenu à Genève en juin dernier, vient de publier une plaquette d'une agréable présentation sur les travaux de ce Congrès. Heureusement agrémentée de photographies et de clichés, cette publication relate les trois journées du Congrès et donne in extenso le texte des conférences qui y ont été prononcées. On y lira avec intérêt l'étude de M. le Conseiller national *Ernst Reinhard*, «*Sanierung alter Stadtteile*», l'exposé de M. *John Lachavanne*, directeur du Registre foncier, à Genève, sur «*Le droit de superficie*», les deux rapports de MM. *Jacques Beguin*, architecte, à Neuchâtel, et *Fritz Lodewig*, architecte, à Bâle, sur «*Expériences pratiques dans l'élaboration de plans d'aménagement de petites localités*», enfin une causerie de M. *René Schwertz*, arch. FAS à Genève, sur «*L'histoire de Carouge et de son plan d'ensemble*». Chacun de ces exposés est suivi de la traduction des principales thèses développées par le conférencier et d'un résumé des discussions auxquelles les congressistes ont pris part.
Cette plaquette donne une image fidèle de ce que furent les très fructueuses journées de ce Congrès qui apporta une contribution efficace à l'étude des questions d'urbanisme en Suisse et plus particulièrement au problème de l'assainissement et de la restauration de nos anciennes cités historiques.

Verbände

Ortsgruppe Bern des BSA

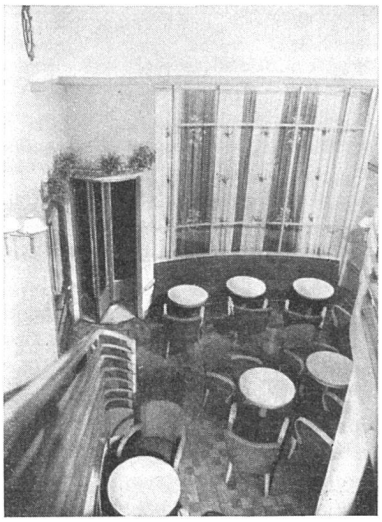
Die Ortsgruppe Bern des BSA hat in der Hauptversammlung vom 10. Februar 1945 ihren Vorstand neu bestellt wie folgt: Obmann: Hans Bracher, Solothurn, Gurzelengasse 20; Schriftführer: Hermann Rüfenacht, Bern, Bundesplatz 4; Säckelmeister: Max Jenny, Bern, Bernastraße 6; Beisitzer: Emil Hostettler, Bern, Falkenhöheweg 18; Hans Brechbühler, Bern, Niggelerstraße 11.

Wettbewerbe

Neu

Berufsschulhaus in Solothurn

Veranstaltet vom Einwohnergemeinderat der Stadt Solothurn mit Unterstützung des Bundes und des Kantons unter den im Kanton Solothurn heimatberechtigten oder seit dem 1. März 1944 niedergelassenen Architekten schweizerischer Nationalität. Für die Prämiierung von fünf bis sechs Arbeiten steht eine Summe von Fr. 15 000.– zur Verfügung. Für Ankäufe und Entschädigungen sind je Fr. 5000.– vorgesehen. Die Unterlagen können gegen Hinterlegung von Fr. 20.– oder Voreinzahlung auf Postcheck-Konto Va 5, Stadtkasse Solothurn, auf der Kanzlei des Stadtbauamts bezogen werden. Preisgericht: Dr. Paul Haefelin, Stadtammann, Solothurn; Eduard Pfister, Präsident der Aufsichtskommission der Gewerbeschule Solothurn; Rob. Greuter, Arch., Direktor der Gewerbeschule, Bern; Emil Hostettler, Arch. BSA, Bern; K. Egender, Arch. BSA, Zürich; Werner M. Moser, Arch. BSA, Zürich; Ersatzpreisrichter: A. Misteli, Stadtingenieur, Solothurn. Einlieferungstermin: *1. Juli 1945.*



Beispiel eines kleinen Restaurants mit städtischem Charakter, das allein durch saubere Formgebung, ohne Anwendung regionaler Details, eine intime Atmosphäre erreicht. Umbau des Cafés «Au Brésilien» in Lausanne durch R. Gonet, Architekt, und P. Genoud, Innenarchitekt

Entschieden

Wohnkolonie der Lindt & Sprüngli A.G., Kilchberg

Die Lindt & Sprüngli A. G. in Kilchberg veranstaltete einen auf vier eingeladene, mit je 600 Fr. fest entschädigte Architekten beschränkten Projektwettbewerb für eine Arbeitersiedlung in Kilchberg. Das Preisgericht traf folgenden Entscheid: 1. Preis (Fr. 1500): Franz Scheibler, Arch. BSA, Winterthur; 2. Preis (Fr. 1400): Max Kopp, Arch. BSA, Zürich-Kilchberg; 3. Preis (Fr. 1100): Rob. Winkler, Arch. BSA, Zürich; Ankauf (Fr.

Wettbewerbe

Veranstalter	*Objekt*	*Teilnehmer*	*Termin*	*Siehe Werk Nr.*
Einwohnergemeinderat der Stadt Solothurn	Berufsschulhaus in Solothurn	Alle im Kanton Solothurn heimatberechtigten oder seit dem 1. März 1944 niedergelassenen Architekten schweizerischer Nationalität	1. Juli 1945	April 1945
Meliorationskommission der Rheinebene, St. Gallen	Landwirtschaftliche Siedlungsbautypen im Rheintal	Alle im Kanton St. Gallen verbürgerten oder seit mindestens 1. Januar 1944 niedergelassenen Fachleute schweizerischer Nationalität	15. Mai 1945	März 1945
Direktion des Bezirksspitals Thun	Erweiterung des Bezirksspitals Thun	Alle in den Spitalgemeinden des Amtsbezirks Thun heimatberechtigten oder seit mindestens 23. Dezember 1943 niedergelassenen Architekten schweizerischer Nationalität	1. Juni 1945	Februar 1945
Conseil administratif de la Ville de Genève	Groupe scolaire dans la campagne Trembley, Genève	Architectes, techniciens et dessinateurs-architectes a) de nationalité genevoise, b) confédérés, domiciliés dans le canton de Genève dès avant le 1er janvier 1940, c) étrangers, domiciliés dans le canton de Genève dès avant le 1er janvier 1934	31 mai 1945	février 1945
Municipalité de Lausanne	Grande salle, salle de concerts Paderewski et locaux annexes à Lausanne	Les architectes vaudois, les architectes suisses domiciliés dans le canton de Vaud depuis le 30 novembre 1943	30 avril 1945	janvier 1945
Gemeinden Rorschacherberg, Rorschach, Goldach und Thal	Planung im Gebiete der Gemeinden Rorschacherberg, Rorschach, Goldach und Thal	Alle im Kanton St. Gallen verbürgerten oder seit mindestens 1. November 1943 niedergelassenen Fachleute schweizerischer Nationalität	28. Mai 1945	Dezember 1944
Gemeinderat Zofingen	Verwaltungsgebäude, Gebäude der Städt. Werke, Erweiterung der Gewerbeschule, Neugestaltung des Verkehrsplatzes beim unteren Stadteingang	Alle im Kanton Aargau seit dem 1. April 1943 niedergelassenen oder heimatberechtigten Fachleute schweizerischer Nationalität	verlängert bis 31. Mai 1945	August 1944

800): A. Binggeli, Arch., Kilchberg. Das Preisgericht empfiehlt, den Verfasser des erstprämiierten Entwurfes mit der Weiterbearbeitung der Bauaufgabe zu betrauen. Preisgericht: Direktor F. J. Voltz-Sprüngli, Kilchberg; Carl Jegher-Sprüngli, Ing., Kilchberg; H. Oetiker, Arch. BSA, Bauvorstand II, Zürich; A. H. Steiner, Arch. BSA, Stadtbaumeister, Zürich; Adolf Kellermüller, Arch. BSA, Winterthur; mit beratender Stimme: Gemeindeing. Arthur Bräm, SIA., Kilchberg. Ersatzpreisrichter: Arch. Max Baumgartner, Adjunkt des Stadtbaumeisters, Zürich.

Technische Mitteilungen

BARRA-Zementabdichtungsmittel

Unter den heute auf dem Baumarkt befindlichen Zementdichtungsprodukten hat sich speziell *Barra* bei Erstellung von wasserdichten Verputzen auch in sehr schwierigen Fällen, das heißt unter konstantem Wasserdruck, sehr gut bewährt. Neben seiner Wirtschaftlichkeit ist dieses Zementdichtungsmittel auch absolut zuverlässig in der Verarbeitung. In schwierigen Fällen empfiehlt es sich, die Herstellerin des Produktes, die Firma Meynadier & Cie. A.G., Zürich, zwecks kostenloser technischer Beratung beizuziehen.

Von besonderem Interesse dürften für den Baufachmann in diesem Zusammenhang auch die an der EMPA Zürich mit *Barra* durchgeführten Prüfungen sein, die sich auf Wasserundurchlässigkeit einer 2 cm starken Zementmörtelschicht erstreckten und bei einem Druck von 50 Atmosphären, speziell auch in bezug auf Rißfreiheit, durchwegs sehr gute Resultate ergaben.

HEINRICH NEUGEBAUER & SOHN · GRANITINDUSTRIE

Zürich · Manessestraße 128 (b. Station Gießhübel) · Telephon 25 18 75

empfehlen sich für Lieferungen direkt ab Steinbrüchen oder ab Werkplatz Zürich · Taglohn-Arbeiten · Akkord-Arbeiten

BREVO FEUERLÖSCHER

Der zuverlässige und sichere **FEUERSCHUTZ**

Vom Schweiz. Feuerwehrverein geprüft und begutachtet
Zweckentsprechende Apparate für jeden Bedarf

Ad. Leutwyler, Zug
Generalvertretung für die Schweiz, Chamerstraße 79, Tel. 41747